

Philosophie und Freiheit

Als wir selbtritt, Karlchen, Jakopp und ich, aus Rumänien herauffuhren, damals, als der große Krieg liquidiert wurde, kamen wir eines Nachts durch die ungarische Station Szolnog. Da gabelten sich die Wege: man konnte über Budapest an die Panke fahren, oder aber über Böhmen. Was nun? In Böhmen, verlautete es, herrsche Aufstand und Rebellion, der andre Weg war nicht sichrer ... Wir fuhren über Pest und kamen richtig nach Hause. Aber von all dem Randal, den Rotweinnächten im Coupé, dem jungen rumänischen Offizier, der aussah wie ein berliner Barschieber, den vielen bunten Schnäp-sen im großen Bad in Pest, von Salzburg nach München – von all dem hat Karlchen nichts behalten. Sehe ich ihn heute, dann nickt er schwermütig mit dem Kopf und sagt vorwurfsvoll: „Wir hätten doch sollen in Szolnog umsteigen!“

Hätten wir wirklich? Wäre dann alles anders gekommen? Es gibt ja Leute, die behaupten, ihr ganzes Leben wäre anders verlaufen, wenn sie in Szolnog umgestiegen wären – und es sind dieselben Leute, die hinterher, wenn alles vorbei ist, furchtbar schlau sind, und uns erzählen, wie man es hätte machen müssen, aber leider nicht gemacht hat, und wie alles gekommen wäre, wenn ...

Ich glaube diesen Leuten nicht so recht. Ich werde das leise Mißtrauen nicht los, daß das eine böse Gabe ist, hinterher die ‚Lage zu spannen‘, hinterher zu wissen, wie es hätte gemacht werden müssen – man lernt doch nichts daraus. [...]

Es ist eine ganze Philosophie, dieses ‚Wir hätten sollen ...‘ – Und es ist eine billige, eine unterhaltsame, und eine nicht zu widerlegende Philosophie. Klappt nicht alles ganz wundervoll, wenn man es sich hinterher ausdenkt? Den Weg rechts ist man gegangen, und es hat Schwierigkeiten gegeben und Kummer und arge Enttäuschung. Aber den Weg links, den man hätte gehen sollen, das war ein glatter Weg! – Und lieblich schweifen die Gedanken ab, dorthin, wo alles nach unserem Willen läuft, ohne Hemmungen und Katastrophen – der hätte keine Hürden gehabt, der Weg, der wäre geradezu ins Ziel gegangen. [...]

Vergeblich sagt sich der Weise den Spruch auf, den ein alter Feldweibel auf einem Porzellanteller in Goldmalerei über seinem Arbeitstisch aufgehängt hatte: ‚Wie mans macht, ists falsch!‘ – Das ist kein Trost. Einem obstinaten Baß gleich, wie ein immer unruhvoll arbeitendes Thema rollt und rumort es unablässig in der Tiefe: ‚Wir hätten sollen!‘ – Wir hätten sollen den Burschen ordentlich anschauen! Wir hätten sollen ihr ein paar Blumen schicken! Wir hätten sollen die Rechnung lieber nicht bezahlen! Wir hätten sollen sagen, das Kind ist nicht von uns! Und, schließlich, ganz und gar unzufrieden und rigoros aufräumend: Wir hätten sollen als Kinoschauspieler auf die Welt gekommen sein! –

Wir hätten sollen ... Und das alte faltige Gesicht Schopenhauers taucht auf, bärbeißig, mit den alles durchdringenden Augen und grimmig noch, wenn es lachte: „Ihr hättet sollen! Narren! Hättet Ihr den können?“ –

Wir nicken. Wir haben die Traktate über die Freiheit des Willens wohl gelesen und wissen, daß das Wasser nur sprudelt, wenn es den Berg hinunterläuft, daß es nur schneit, wenn es kalt ist, daß die Auerhähne nur balzen, wenn ihre Zeit ist – wir wissens wohl.

Und dennoch, dennoch ... Ist alles vorbei, dann klopft etwas im Innern an, unser Gesicht verdüstert sich, und nach Glück, Unglück, Geburt und Tod sagt eine leise Stimme: „Wir hätten doch sollen ...!“

Diesen Text hat Kurt Tucholsky 1919 geschrieben. Es ist ein eminent philosophischer Text. Nicht etwa, weil darin von „Philosophie“ die Rede ist und ein bedeutender Philosoph zitiert wird. Solche Signale besagen nicht viel, ja leiten oft genug in die Irre. Philosophisch ist Tucholskys Text, weil er das Untergründige in einer abgenutzten, scheinbar belanglosen Redewendung unseres Lebens bemerkt, irritiert durch sie ist, fragt und versucht, sich Rechenschaft über ihre Bedeutung zu geben. Und weil er trotz allen Fragens und Nachdenkens in fragwürdiger Nachdenklichkeit endet. Philosophie lebt vom Sich-Wundern und Fragen. Und von der Offenheit aller Antworten. In ihr gibt es ein Fortschreiten im Denken, doch prinzipiell keinen Fortschritt. Das „unruhige Herz“ des Augustinus, soweit es ein philosophisches ist, weiß nicht, wo es Ruhe findet, weil der Glaube allein (auch der des Anselm, der das Verstehen sucht) es nie beruhigen kann und weil es kaum eine Antwort auf eine philosophisch bedeutende Frage gibt, hinter der sich nicht alsbald neue Fragen und Abgründe auftäten.

Deshalb gibt es auch keine Philosophie von Bedeutung, die sich die immer neue, selbständige Auseinandersetzung mit dem, was die größten Köpfe der Menschheit zuvor gedacht haben, schenken kann. *Geschichtslos* kann Philosophie niemals sein. Wittgensteinianische „Fliegengläser“ und „Leitern“, die man nach Gebrauch wegwirft, sind philosophische Luftschlösser (oder Glaube, der das Verstehen *nicht* mehr sucht). Und wer das Bild von den Schultern der Vorfahren, auf denen wir stehen, allzu wörtlich nimmt und sich deshalb erhaben dünkt, sollte wissen, daß es auch auf

der Bühne des Geistes vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Geistesgröße bemißt sich eben, anders als in der Mode- und Medienwelt, nicht nach dem Fortgang der Zeit, geschweige denn nach der Größe des Ausstoßes an geprüfem „Humankapital“ oder gedruckten Seiten, oder der faktischen Nachfrage nach beidem.

Philosophieren heißt nachdenken über die Grundlagen des Seins, ganz besonders des menschlichen Seins. Wer *sind* wir, daß wir meinen, etwas über die Welt – die physische wie die des Geistes – zu wissen oder auch nicht, etwas zu können, zu sollen oder nicht zu sollen? Wer *sind* wir, daß wir Freude und Leid empfinden oder Gefühle und Empfindungen anderer Art, daß wir Hoffnungen und Wünsche entwickeln oder den Willen, sie zu verwirklichen? „Was ist der Mensch?“ – diese Frage bildet mit Kant den gemeinsamen Bezugs- und Fluchtpunkt auch unserer Fragen nach möglichem Wissen, Tun oder Hoffen. Nicht, daß der Mensch einfach „das Maß aller Dinge“ wäre. Wohl aber nimmt philosophisches Fragen immer von dem seinen Ausgang und bleibt reflexiv darauf bezogen, was uns als Menschen im Innersten angeht. Gerade in ihrer fehlenden wissenschaftlichen „Positivität“ und gedanklichen Unabschließbarkeit ist Philosophie daher eine ernste, zutiefst menschliche Angelegenheit. Sie ist das Gegenteil von Effektivität und Berechenbarkeit, aber auch jedes intellektuellen Glasperlenspiels. Und selbst der reine Glasperlenspieler würde niemals einen Archimedischen Standpunkt außerhalb dessen gewinnen, was wir sind.

Auch das philosophische „Wir“ ist dabei wesentlich. Nicht, um das

Konstanz Individuum vorgängig in der Gemeinschaft oder der Gattung insgesamt aufgehen zu lassen oder normativ auf diese hinzuordnen. Und schon gar nicht, um Wahrheit irgendwie an „Konsens“ zu binden. Wohl aber, um zu verdeutlichen, daß kein Mensch losgelöst von den *Mitteln* fragen, denken oder agieren kann, die ihm die Menschengemeinschaft bereitstellt. Vor allem anderen gilt dies für unsere *Sprache*. Genauer gesagt, für die natürlichen Sprachen, von deren jahrtausendlang gewachsenem, welterschließenden Sinn letztlich auch alle Versuche philosophischer Rationalisierung und Formalisierung abhängen. Diese Sprachen umkleiden uns aber nur wie ein weites, flexibles Gewand. Sie sind kein Korsett, auch nicht auf der logisch-semantischen Ebene. Deshalb vor allem war Philosophie immer *auch* Analyse und selbständige, kritische Reflexion auf die je eigene Sprache, die philosophische eingeschlossen.

All dies ist bei Tucholsky präsent. Ausgehend von einer verbreiteten Alltagswendung zielt er auf die Tiefendimension der alle bindenden, menschlichen Grundfrage, wie wir leben und was wir tun sollen. Sie führt aufs Wollen zurück und aufs Können dessen,

was wir wollen und wünschen. Ist dieses Können aber immer gegeben oder doch in jeder möglichen Antwort vorausgesetzt? Kant hat die Frage verneint. Er hat es gerade der „wohlthätigen Anordnung unserer Natur“ zugeschrieben, Wünsche auch *jenseits* erwartbarer Realisierbarkeit zu entwickeln, denn „gemeiniglich lernen wir unsere Kräfte nur dadurch allererst kennen, daß wir sie versuchen.“ Wir nicken, erfahren bereits und etwas traurig. Sollen wir *dennoch* oder hätten doch sollen? Das Freiheitsproblem, scheint es, ist das Zentrum der Philosophie, vielleicht ihr Abgrund. Denn auch theoretische oder philosophische Wahrheitsansprüche zu erheben und einzulösen, ist eine menschliche Praxis, die zutiefst von unserer Fähigkeit lebt, *so oder anders* zur Sache Stellung zu nehmen. (So unterschiedliche Philosophen wie Epikur, Kant, James und Popper haben das lange bemerkt.) Doch sind wir frei? Wir nicken wieder, und schütteln zugleich den Kopf. Vielleicht ja sind wir es nicht. Und wenn nicht, hätten wir dann vielleicht *auch* niemals sollen damit beginnen, Philosophie zu treiben und philosophisch zu fragen? Ja, wenn wir dies, als Menschen, könnten.